

Deutschen Rundschau

Nr. 23. Bromberg, den 2. Februar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(28. Fortsetzung.)

Erst spät nach Mitternacht kehrten sie von ihrem Ausflug zurück, weil es draußen auf dem stillen Meere so schön gewesen war, und sie schlichen ganz leise die Holztreppe hinauf, um niemanden zu wecken. Denn jetzt schliefen schon alle im Haus, fest und traumlos, um im Schlaf die Kräfte zu finden, die der nächste Tag von ihnen fordern würde.

Doch nicht immer kommt der Schlaf, wenn man ihn braucht. Dietrich Overweg wälzte sich ruhelos auf seinem Lager, von schweren Gewissensskrupeln gefoltert. Er war kein anständiger Mensch mehr und was er tun wollte, war häßlich und gemein und eines Apothekers unwürdig. Er hatte am Nachmittag Ausschau nach Reiseandenken gehalten und hatte zwei kleine Gläser entdeckt, auf denen ein springender Geysir abgebildet war. Diese Gläser hatte er gekauft und sie sorgfältig, so daß sie nicht zerbrechen konnten, in seine Reitkiste gepackt. Dann hatte er wieder den Kollegen in der Apotheke besucht, um sich mit ihm zu unterhalten. Denn der Kollege war in Kopenhagen und in Kiel gewesen und sprach gutes Deutsch. Er hatte über die vielen Medikamente gelacht, die der Edinburgher gegen das Durchreiten empfohlen hatte. Das war alles wertloses Zeug. Hammeltalg blieb das beste Mittel, wie schon Herr Thomas gesagt hatte. Hammeltalg, viel Hammeltalg! Und die Innenseite der Oberschenkel tüchtig damit einreiben! Das war die Hauptsache. Dann blieben sie heil. Die meisten Fremden wußten das nicht, darum ritten sie sich am ersten Tage so gründlich durch, daß sie nachher nur noch im Schritt reiten konnten.

Overweg hatte gut aufgehorcht. Er hatte ein ganzes Pfund Hammeltalg gekauft und sich damit so eingeschmiert, daß er am ganzen Körper wie ein Eskimo glänzte. Nun konnte ihm nichts mehr passieren. Aber den anderen hatte er nichts gesagt. Mochten sie sich durchreiten! Er hatte nichts dagegen. Dann würden sie nicht galoppieren können, sondern nur Schritt reiten. Auch das würde ihnen noch Schmerzen genug machen. Doch darum hatte er sich nicht zu bekümmern.

So hatte er es sich am Nachmittag überlegt und sich seiner Schlauheit gefreut. Aber jetzt im Bett meldete sich sein Herz und machte ihm Vorwürfe. War das christliche Nächstenliebe? War das der Standpunkt eines christlichen Apothekers, dessen Lebensaufgabe darin bestand, die Leiden seiner Mitmenschen zu lindern? Aber wenn er diese Linderung nur durch eigene Leiden erkaufen kann? Soll er anderen Schmerzen ersparen, damit sie Galopp reiten können?

So lagen sein Herz und sein Verstand miteinander im Streit und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Endlich fand er seine Befreiung in einem Kompromiß. Der Oberlehrer, Herr Elterlein und Fräulein Vulpius gingen ihn nichts an. Mochten sie zusehen, wie sie fertig wurden. Aber seine liebe Tante und sein Minchen sollten keine Schmerzen leiden, wenn er es hindern konnte.

Vorsichtig, um kein Geräusch zu machen und die in den Nebenkammern schlafenden Touristen nicht zu wecken, stand er auf und zog sich wieder an. Die Hose klebte an den Beinen dank des Hammeltalgs. Doch das durfte ihn nicht stören. Leise schlich er auf den Gang hinaus, tastete sich bis zur Tür, hinter der Tante Therese und Minchen sanft schliefen. Scharfe, knarrende Töne, die Frau Enkelmanns Schlaf begleiteten, drangen durch die dünne Tür; dazwischen machte sich in regelmäßigen Pausen ein kurzes, schnaufendes Geräusch bemerkbar, das von Minchen herrührte.

Leise pochte er an „Tante Therese! Minchen! Die Oberschenkel müßt Ihr einreiben!"

Alles blieb still.

Er klopfte stärker, erhob seine Stimme. „Tante Therese! Minchen! Ihr müßt die Oberschenkel gut einreiben. Besonders die Innenseite und das Gesäß! Hier ist Hammeltalg. Macht doch auf!"

Jetzt öffneten sich rechts und links Türen. Hotelgäste, die sein Klopfen und Rufen geweckt hatten, schauten heraus mit verdrießlichen Gesichtern. Doch diese Gesichter hellten sich auf und wurden sehr vergnügt, als sie seine Worte verstanden. Jetzt halfen ihm schon einige rufen.

„Tante Therese! Minchen! Eure Oberschenkel! Ihr müßt die Innenseite gut einreiben. Macht auf!"

Doch die Tür von Tante Therese blieb geschlossen. Nur das Schnarchen hatte aufgehört.

„Tante Therese! Minchen! Die Oberschenkel!"

Fast gleichzeitig öffneten sich jetzt zwei Türen. Aus der einen schaute Tante Therese, aus der anderen Dr. Heinicke.

Tante Therese war ganz rot im Gesicht. „Hör doch endlich auf! Das ist ja gräßlich. Das Minchen heult schon. Wir wissen Bescheid. Leg dich schlafen."

Dr. Heinicke sah aus, als ob er ihn auffressen wollte. „Was fällt Ihnen denn ein? Haben Sie gar kein Schamgefühl mehr? Von solchen Dingen spricht man nicht, und vor Damen schon ganz und gar nicht. Das ist ganz unerhört."

Der Apotheker wollte erwidern, wollte fragen, wollte sich rechtfertigen; doch schon packte ihn Dr. Heinicke am Arm und schob ihn in seine Kammer.

Er saß auf seinem Bett und hielt den Hammeltalg in der Hand. Warum sollte man nicht von den Oberschenkeln sprechen? Alle Menschen haben Oberschenkel. Dagegen war vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus gar nichts einzuwenden. Und warum hatte der Oberlehrer gesagt, von so etwas spricht man nicht und vor Damen schon gar nicht? Waren Minchens Oberschenkel unanständig? Oder die Oberschenkel von Tante Therese? Wenn sie sie durchreiten würden, würden sie ihnen sehr weh tun.

Eine ganze Weile saß er auf seinem Bett, grübelnd und überlegend, und konnte zu keinem Resultat kommen. Das neue Problem, das so plötzlich vor ihm aufgestanden war, hatte ihn noch munterer gemacht, als er schon vordem gewesen war. Nun würde er gar nicht mehr schlafen können. Er stand wieder auf, noch immer mit dem Hammeltalg in der Hand. Er würde am besten tun, den Talg zu oberst in seine Kiste zu legen. Dann hatte er ihn morgen gleich bei der Hand, wenn Tante Therese oder Minchen ihn brauchen würden. Die Kisten standen unten im Hausflur, damit die Führer sie morgen früh gleich aufladen konnten. Auch seine Kiste stand dabei; er hatte mit Blaustift ein großes D. O. darauf gemalt und einen Totenkopf darüber, weil er ein Apotheker war. Da die Nacht hell war, würde er seine Kiste sofort finden.

Er schritt zur Tür. Doch der Hammeltalg, den er so reichlich auf seinen Unterkörper verteilt hatte, war warm geworden, geschmolzen und durch die Kleidung gedrungen. Unterbeinkleid und Hosen klebten zusammen und hinderten ihn am Gehen. Er öffnete die Tür, horchte hinaus. Alles

war still. Da zog er entschlossen die fettigen Beinkleider und Unterhosen aus. Er konnte auch einmal im Hemd in den Hausflur hinuntergehen. Das ganze Haus schlief und niemand würde ihn sehen.

Hölzerne Treppen sind wie Hähne auf einem Hühnerhof. Am Tage, wenn im Lärmen und Treiben des Alltags jedes Geräusch untergeht, sind beide stumm, lautlos. Doch in der Nacht, wenn die Menschen schlafen wollen, erheben sie ihre Stimmen. Dann krähen die Hähne am lautesten, allen Zoologen zum Trotz, und die hölzernen Treppen erhalten eine Resonanz, daß der leiseste Schritt auf ihnen klingt, als ob ein Regiment Soldaten in Reiterstiefeln herunterstürmt.

Auch die Grandwirtin vom Grandhotel hatte eine unruhige Nacht. Die deutsche Gesellschaft, die seit gestern bei ihr logierte, war ziemlich lebhaft. Vor einer halben Stunde war erst der schwarzbärtige Herr mit dem hübschen Fräulein heimgekommen. Sie hatte beide gesehen, obgleich sie sehr leise gewesen waren. Dann hatte oben eine lebhafte deutsche Unterhaltung eingesetzt, von der sie zwar nichts verstanden, aus der sie aber die Stimme des langen Apothekers deutlich herausgehört hatte. Und jetzt kam schon wieder einer die Treppe herunter.

Ihre Stube lag im Erdgeschoß, neben dem Gastzimmer und hatte ein kleines Fenster zur Treppe, damit sie alles übersehen konnte. Eine gute Wirtin muß immer wissen, was in ihrem Hause vorgeht, obgleich sie zumeist nur Ärger und Verdruß davon hat. Aber manchmal kann man auch etwas Angenehmes durch das Fenster sehen.

Die Sommernacht im Norden ist hell und wirft ihr Licht bis in die fernsten Winkel. Overweg stand im weißen Hemd auf der Treppe wie ein Marmorengel auf einem Grabstein. An Stelle des Palmenwedels hielt er ein Paket Hammeltalg in der Hand. Er machte vorsichtig immer nur einen kleinen Schritt bis zur nächsten Stufe; dann blieb er stehen, bis das Knarren verstummt war und dann machte er wieder einen kleinen Schritt.

Die Grandwirtin vom Grandhotel sah ihn durch ihr Fensterchen näher und näher kommen und ihr Herz begann einen Wirbel zu schlagen. Endlich kam er! Ihr Werben war nicht erfolglos geblieben. Auch er hatte ihre Reize entdeckt und kam jetzt, ihnen zu huldigen. Und trug ein Gastgeschenk in der Hand, wie die alten isländischen Recken, wenn sie ihren Huldinnen nahten.

Sie riß die Tür auf, eilte ihm entgegen. Der Sommer in Island ist kurz und seine Nächte sind noch kürzer. Und morgen ritt er von dannen! Sie mußte die Zeit nutzen, die ihr so karg bemessen war.

Dietrich Overweg fühlte sich von zwei heißen Armen umschlungen, sah sich in eine Kammer gezerrt, hörte eine Tür zuschlagen und saß plötzlich auf einem Bettrand neben einer gewaltigen, warmen Fleischmasse, die ein langes Hemd züchtig verhüllte. Das Hemd neben ihm war nicht mehr sehr weiß und die Luft in der Kammer war nicht sehr gut und auf den Fleischmassen saß ein aufgeschwemmter, unfrisierter Kopf, der mit seiner Hotelwirtin eine gewisse Ähnlichkeit hatte.

Eine keuchende Stimme flüsterte: „Smuk Mand, store smuk mand! Jeg elsker dig."

Zwei heiße, durstende Lippen preßten sich auf seinen Mund.

Endlich fand er die Sprache wieder.

„Es ist ein Irrtum, meine Dame. Es ist gewissermaßen ein Irrtum. Sie belieben sich zu irren. Gewissermaßen."

Er war in einer furchtbaren Lage. Mit beiden Händen mußte er Liebkosungen abwehren, die ihm nicht galten, ihm nicht gelten konnten. Denn er kannte die Dame gar nicht. Aber zugleich mußte er auch sein Paket festhalten und das Hemd klebte an ihm, daß er sich kaum bewegen konnte. Selbst an den Armen saß jetzt schon der Hammeltalg.

Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Tante Therese besaß ein sanftes Gemüt. Sie hatte Dietrich vorhin beleidigt, als er in guter Absicht an ihrer Tür geklopft hatte. Das war nicht recht von ihr gewesen. Er hatte ihnen helfen, ihnen einen guten Rat geben wollen. Sie aber hatte ihn zum Dank dafür angeschrien, und nun saß er in seiner Kammer, fühlte sich gekränkt und konnte nicht schlafen. So hatte sie an ihm gehandelt, sie die einzige Tante, die er auf der Welt besaß. Eine Viertelstunde hielt sie es noch im Bett aus; dann stand sie auf und steckte eine Kerze an. Ein guter Gedanke war ihr plötzlich gekommen. Sie hatte gestern im Café Kuchen für ihn gekauft. Gestern hatte sie vergessen sie ihm zu geben. Doch auch heute konnten sie noch ihren Zweck erfüllen.

Sie band ihre Nachthaube fest, zog den Unterrock an und knüpfte die Nachtjacke über der Brust zu. Dann nahm sie ihre Tüte. Jetzt würde sie ihm den Kuchen bringen und ihm sagen, daß sie es vorhin nicht bös gemeint hätte, daß sie ihm für seinen Rat dankbar wäre und daß sie nur wegen der fremden Menschen so geniert gewesen sei, als er immer nach den Oberschenkeln gerufen hatte.

Leise öffnete sie seine Tür, um sich sofort wieder zurückzuziehen, wenn er wider Erwarten doch schlafen sollte. Da prallte sie entsetzt zurück. Sein Bett war leer.

Sie mußte sich am Türpfosten festhalten, um nicht hinzustürzen. Das hatte sie nicht erwartet. Er war vor Verzweiflung, vor Ärger und Kummer über ihre Undankbarkeit — ins Wasser gegangen!

Die Knie brachen ihr; kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Rote und gelbe Sterne flammten vor ihren Augen auf.

Doch nur einen Augenblick währte die Schwäche. Sie war eine resolute Frau. Vielleicht konnte sie ihn noch einholen. Bis zum Strand waren es fünf Minuten zum mindest. So wie sie war, eilte sie die Treppe hinunter. Selbst das Kuchenpaket hielt sie noch in der Hand.

Auf der untersten Treppenstufe blieb sie stehen. War das nicht seine Stimme?

„Es ist ein Irrtum meine Dame! Wenn es gewissermaßen doch ein Irrtum ist!"

Sie stieß eine Tür auf. Sah ihn auf einem Bettrand sitzen in einer Bekleidung, die jeden Zweifel ausschloß.

„Dietrich!"

Mit einem kreischenden Aufschrei fuhr die Wirtin in die Höhe.

Overweg blieb sitzen. Endlich hatte er seine Hände frei bekommen.

„Dietrich!"

Tante Therese starrte ihn an, wie ein Gespenst. Das Kuchenpaket entfiel ihrer Hand. Endlich fand sie ihre Sprache wieder.

„Dietrich! Geh hinauf, du wirst dich erkälten."

Dann wandte sie sich schweigend, bückte sich, hob ihr Paket auf und nahm es wieder mit. Den Kuchen hatte er heute nicht verdient.

(Fortsetzung folgt.)

Schnee.

Von Anne-Marie Mampel.

(Nachdruck verboten.)

Durch die ungewohnte kühle Luft seines Kinderzimmers geweckt, öffnet das Bübchen die Augen, blinzelt erst noch ein wenig verschlafen und sieht dann wie gebannt nach dem Fenster. Denn da, wo sonst durch glatte durchsichtige Scheiben die hohen kahlen Bäume eines alten Parkes lugten, blühen heute wie von Feenhänden hingezaubert, silberweiße Palmenwedel und zartbefiedertes Märchenblattwerk.

Mit einem Sprung ist er aus dem warmen Bett, läuft auf den Zehenspitzen über den kalten Fußboden und haucht mit seinem roten Kindermund ein kreisrundes Loch in den glitzernden Zauberwald.

Und siehe da: eine dicht und hoch in Weiß gehüllte Welt tut sich da draußen auf. Eine Welt, die Freuden sonder Zahl verheißt, Schneeballschlacht und Rodelbahn, Schlittenfahrt und Schneemannbauen!

Lustig klatschen die kleinen, blau und frostig gewordenen Hände ineinander; die nackten Füße führen einen wilden Indianertanz auf und eine frohe laute Bubenstimme schmettert, daß es weithin schallend alle Schläfer aufscheucht: „Schnee . . . oh, Schnee!"

*

Ein paar Fenster weiter steckt ein junges zartes Mädchen den blonden, noch unfrisierten Kopf in die köstlich labende Winterfrische. Wie die körnig festgefrorene Schneedecke von ungezählten Diamanten funkelt! Wie die Schatten blau auf den sonnbeglänzten Flächen sich malen! Wie lockend die Sonne am lichtblauen Himmel steht! So ganz, wie er es ihr verheißen hat. Er, der sie auf Schneeschuhen in das Reich der Winterwunder führen will . . .

Ein verträumtes Lächeln huscht um ihren jungen Mund. Sie sieht sich auf behenden Skiern in weißblauer Schneeinsamkeit dahingleiten, unbeschwert über Hänge und Gräben fliegend, weitab von allen Menschen — allein mit ihm.

Und die schlanken weißen Mädchenarme sehnsüchtig breitend, flüsterte sie heimlich und leise: „Schnee . . . oh, Schnee!"

*

Ein Stockwerk höher sitzt die schöne — allzuschöne — Frau vor dem Toilettetisch mit den gleißenden Flakons und den duftenden Döschen, trägt mit flaumiger Quaste rosa Puder auf die blassen Wangen und zieht mit dem Rotstift den feinen Umriß der Lippen nach.

Doch mittendrin läßt sie die ringgeschmückte Hand verzagt sinken. Es will nicht gelingen heute . . . Aufdringliche Bemalung zeigt ihr der Spiegel, anstatt kunstvoll geborgten Jugendschmelzes. Statt in ein blühendes Antlitz starrt sie in eine bunte Fratze . . .

Woran nur mag das liegen? Ach Gott, woran? . . . Da fällt ihr Blick auf den Schnee vor den Fenstern. Kalt und weiß und unerbittlich füllt er den Raum mit seinem blendenden Licht. Und sie begreift: man müßte rein sein und unberührt wie er, um sein Licht zu ertragen oder weiß, alt und abgeklärt auf das heiße, verwirrende Leben zurückblicken können. Und von dem einen gleich weit entfernt wie vom anderen, stammelte sie besiegt und hoffnungslos: „Oh, Schnee . . .“

*

Oben, dem weißen Dächermeer und dem blauen Himmel am nächsten, erwacht ein Kranker nach langer, banger, ruheloser Nacht. Er fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht. Und sein an Jahren, Schuld, Leid und Fehlen reiches Leben noch einmal überschauend, spürt er sich von Angst und Grauen eng umschnürt. Die Wände wollen ihn erdrücken; die Decke senkt sich atemraubend auf ihn nieder. Da finden seine hilfeheischenden Augen den Schnee vor dem Fenster seiner Kammer. Weich und lind liegt er über die Dächer gebreitet, gleichviel, ob sie stolzen Häusern oder armseligen Hütten zugehören, ob sie Glanz oder Elend bergen, Reinheit oder Sünde.

Ein Sehnen überfällt ihn, auch unter solchen weißen Gnadenmantel flüchten zu dürfen, eingehüllt zu werden in jene vom Himmel gewobene Decke heiligen Schlafes. Und während er hinaussieht in das flimmernde, leuchtende, strahlende Weiß, senkt Ruhe sich über seine müde Seele, kommt Trost und starke Zuversicht.

Wie sollte dem Menschen nicht zuteil werden, was jedem Saatkorn wird und jedem Baum und Strauch: Schneefrieden erst, und dann ein neues Blühen!

Und er faltet die Hände ergeben und murmelt mit schwindender Stimme: „Schnee . . . erhabener, göttlicher Schnee!“

Merkwürdige Maskenbälle.

Nicht immer waren die Maskenbälle die Stätten tollsten Jubels und Genusses. Schon oft wurden herzzerreißende Schmerzensschreie und Laute der furchtbarsten Verzweiflung auf ihnen laut. Zu Ende des 14. Jahrhunderts gab es einen solchen Maskenball mit tragischem Ausgang. Nach einer langen Krankheit König Karls VI. von Frankreich bemühte sich der Hof, den Regenten durch allerlei Festlichkeiten zu erheitern. Und so wurde denn auch ein Maskenball veranstaltet. Sechs der vornehmsten Hofherren wählten das Kostüm von Satyrn oder wilden Männern. Die Kleidung war eng am Körper anschließend, mit Pech und Harz überzogen, und statt der Haare mit Hanf und Werg besetzt. Dem König gefiel das Kostüm so gut, daß er Befehl gab, ihm sofort ein ähnliches zu verschaffen. Nach Beendigung des Tanzes sprach der König mit der Herzogin von Berry, die ihn festhielt, um zu erfahren, wer die Maske sei. Als aber diese sich nicht freiwillig zu erkennen geben wollte, trat der Herzog von Orleans hinzu, nahm einem Diener die Fackel aus der Hand und leuchtete damit dem König unter die Augen. In diesem Augenblicke träufelte etwas brennendes Pech auf des Königs feuergefährlichen Anzug, der im nu in hellen Flammen stand. Die anderen Masken bemühten sich, ihn, der eigenen Gefahr nicht achtend, zu retten, doch vier mit Pech und Werg kostümierte Herren wurden vom Feuer erfaßt und starben an den erhaltenen Brandwunden. Einem anderen wurde das Feuer mit ausgelöscht; den König selbst aber rettete die Kaltblütigkeit einer Dame, die ihn sofort in ihr weites Kleid einhüllte und so die Flammen erstickte. Der Schreck wirkte jedoch so unheilvoll auf den Monarchen, daß er in schwere Gemütskrankheit verfiel, in der er bis an sein Lebensende verblieb.

Eine merkwürdige Maskenballszene ist die Ermordung Gustavs III. von Schweden durch Ankarström, die bekanntlich auf einer derartigen Festlichkeit vollbracht wurde.

An deutschen Fürstenhöfen waren im vorigen Jahrhundert die sogenannten „Wirtschaften“ beliebt, d. h. Maskenbälle, die bäuerliche Festlichkeiten und Hochzeiten vorstellen sollten. Beispielsweise gab am 9. Februar 1728 Friedrich August von Sachsen im Riesensaale zu Dresden zu Ehren Friedrich Wilhelms I. von Preußen eine solche Wirtschaft, wobei eine Bauernhochzeit das Bild abgab. Das Schloß war als „Gasthaus zum weißen Adler“ bezeichnet. Kurfürst August stellte den Wirt und die Fürstin von Teschen die Wirtin dar, umgeben von den vierundzwanzig schönsten Persönlichkeiten des Hofes, die Knechte und Mägde darstellten. Mehrere ländliche Tänze, als Quadrillen bearbeitet, kamen ebenfalls durch Damen und Herren des Hofes in Kostümen verschiedener Dörfer zur Aufführung. Massenhaft war dabei, wie es ja in Wirklichkeit auch meist der Fall, die Versorgung des Tisches mit Speisen und Getränken.

Eine höchst seltsame Szene ereignete sich auf einem Maskenballe in der Pariser Oper im Februar 1721. Als der Ball im besten Gange war, hielten sechs Masken ihren Einzug, die sofort das allgemeine Aufsehen erregten. Zwei hielten brennende Fackeln, die übrigen vier trugen auf ihren Schultern eine Bahre, auf der ein gleichfalls maskierter und in einen violetten Domino gehüllter Mensch lag. Dies travestierte Begräbnis fand bei den leichtsinnigen und frivolen Festgästen allgemeinen Beifall und sie drängten sich, lärmend und Witze machend, um die seltsamen Gestalten, die unbeirrt langsamen Schrittes durch die Menge zogen. So hielten sie einen Umzug durch den ganzen Saal, setzten endlich mitten in ihm ihre Bürde nieder und entfernten sich dann ruhig. Es stellte sich nachher bald heraus, daß man es mit einer wirklichen Leiche, und zwar der eines Erdolchten zu tun hatte. Den Bemühungen der Polizei gelang es zwar damals, zu erforschen, wer der Ermordete gewesen; die Mörder aber wurden niemals bekannt. Der grausige Maskenscherz ist nie aufgeklärt worden.

Die Zarenkrone zur Auktion gestellt.

Die Krone des russischen Zaren war bekanntlich von der Sowjetregierung nach London geschickt worden, um dort verkauft zu werden. Ein Käufer hat sich dort jedoch nicht gefunden, vielleicht weil die dafür geforderte Summe zu ungeheuerlich war, vielleicht auch weil die Eigentumsrechte nicht ganz geklärt sind — die Krone soll Privatbesitz der Romanows sein —, vielleicht auch, weil sich keiner der finanzkräftigen Leute dem Odium aussetzen wollte, das nach englischer Auffassung mit dem Erwerb dieser Krone verbunden sein dürfte. Nunmehr sind die Kronjuwelen — es handelt sich nicht allein um die Krone — nach Neuyork gebracht worden und sollen dort im Laufe der nächsten Zeit versteigert werden. Der Preis, der dafür mindestens zu zahlen sein dürfte, wenn man die Juwelen nur nach ihrem Marktwert schätzt, dürfte sich mindestens auf eine Milliarde Goldmark belaufen. Allein schon die Krone hat einen ungeheuren Wert. Befindet sich doch in ihr der berühmte Orlow, jener Diamant, der seinerzeit von Katharina der Großen erworben worden ist und der einer der größten Diamanten der Welt ist. Auch kleinere Diamanten von erheblichem Wert befinden sich darin. Ob sich in Amerika ein Käufer für die Kronjuwelen finden wird, ist vorläufig auch noch ungewiß. Zwar will man gehört haben, daß Rockefeller sich mit dem Gedanken trage, sie zu erwerben und sie dann einem Museum zu schenken. Aber selbst für Leute wie Rockefeller bedeutet eine Viertelmilliarde Dollar ein Kapital, das nicht so ohne weiteres in toten Werten angelegt werden kann. Und so ist denn die Wahrscheinlichkeit groß, daß man sich zu einer „Parzellierung“ der Kronjuwelen wird entschließen müssen. Die Krone aber will man wenigstens in einem Stück zu verkaufen suchen.

Dr. E. K.

Der Piratenschatz auf den Cocos-Inseln.

Mitten in der ungeheuren Wasserwüste des Stillen Ozeans, über 500 Meilen von dem nächsten Festland entfernt, liegt eine kleine Inselgruppe, die Cocos-Inseln, die von den großen Dampferlinien nicht berührt wird und von Europäerfüßen in den letzten zehn Jahren fast nie betreten wurde. Eine so unbedeutende Inselgruppe, die bestimmt vollkommen vergessen wäre, wenn sie nicht doch eine kleine, sehr romantische Besonderheit hätte. Auf der größten der Cocos-Inseln soll nämlich, einer in alten Chroniken und Büchern häufig erwähnten Sage zufolge, der märchenhafte Schatz eines Seeräubers Benito verborgen sein, der vor über hundert Jahren die Südsee mit seinen Schwarzflaggen unsicher machte, und sogar die Ansiedelungen auf den größeren Inseln des Stillen Ozeans Jahre hindurch brandschatzte. Im vergangenen Jahrhundert wurden von beutelustigen Abenteurern, die sich auf unsichere Angaben über das Versteck des Schatzes stützten, eine ganze Anzahl Expeditionen nach der einsamen Pirateninsel unternommen, immer aber ohne den geringsten Erfolg, bis die Cocos-Inseln und mit ihnen ihr Märchenschatz schließlich in Vergessenheit gerieten.

Erst einem Lande, in dem auch die unwahrscheinlichsten und unbedeutendsten Dinge gute Gelegenheit zum mühelosen Geldverdienst geben, blieb es vorbehalten, die einsame Südseeinsel mit ihrer Piratenmär in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu rücken. In England wurden in den letzten Tagen Tausende von Prospekten

verschickt, die in flammender Sprache zur finanziellen Beteiligung an einer Schatzhebeexpedition nach den Cocos-Inseln aufforderten, die von einem ehemaligen englischen Marineleutnant Kealey geleitet wird, und angeblich die genauesten Pläne über den Versteck des Schatzes besitzt, der einen Gesamtwert von vier Millionen Pfund haben soll. „Wenn Sie sich an unserem Unternehmen, das unbedingt sicher ist, beteiligen, werden Sie in wenigen Monaten aus einem Pfund 50 Pfund machen". Einer solchen Lockung kann bekanntlich kein Engländer widerstehen. So wird man wahrscheinlich bald die 12 000 Pfund zusammen haben, die zu dem Unternehmen angeblich erforderlich sind. Man hat auch schon einen Vertrag mit einer großen Filmgesellschaft abgeschlossen, die die ganze Schatzexpedition drehen will.

Soweit scheint alles in bester Ordnung. Nach einigen Äußerungen des „Expeditionsleiters" Kealey, der über die genaueren Unterlagen zu seinem Unternehmen aus Furcht vor Konkurrenzunternehmen jede Auskunft verweigert, will man spätestens im Juli den von den Piraten vergrabenen Millionenschatz, der aus Gold- und Silberbarren, außerdem aus wertvollen Juwelen bestehen soll, gehoben haben. Er will den ersten Anstoß zu seinem Plan durch drei Hellseher gewonnen haben, die ihm den Ort, wo der Schatz verborgen ist, genau bezeichneten. — Sollte es sich hierbei nicht etwa um eine großzügige Betrugsaktion handeln.

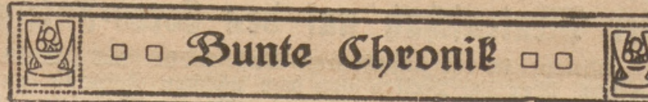
Andere Länder, andere Sitten.

(Nachdruck verboten.)

Als der Schah von Persien dem englischen König Eduard Besuch machte, wurde die englische Hofgesellschaft Augen- und Ohrenzeuge vieler Absonderlichkeiten. So waren dem asiatischen Herrscher Hunde wertvoller als Menschen; einen Koch, der nicht seinen Geschmack getroffen hatte, wollte er einfach hinrichten lassen; an der Musik in Konzert und Oper schätzte er insbesondere das Stimmen der Instrumente; während der Darbietungen selbst unterhielt er sich laut und ungeniert mit seiner Umgebung.

Einmal, als ein Galadiner zu seinen Ehren gegeben wurde und die höchsten Würdenträger beider Reiche bei Tische versammelt saßen, wurde u. a. Spargel angeboten. Dem Schah-in-Schah war dieses Gericht eine vollkommene Neuheit. Er belud sich den Teller damit, faßte die Stangen mit den Fingern, ließ sie von oben her in seinen Mund hinab, biß die Köpfe ab und warf den Rest mit einer unnachahmlichen verächtlichen Handbewegung über seine Schulter hinweg auf den Boden des Saales. Die Herren und Damen des englischen Hofes waren sprachlos über diese nach ihrer Anschauung barbarische Art, zu speisen, und sahen erwartungsvoll zu ihrem König auf, was er wohl dazu sagen werde. König Eduard, großer Diplomat und viel zu wohl erzogen, einen Gast vor den Kopf zu stoßen, verzog keine Miene; wortlos faßte er den Spargel ebenso, biß die Köpfe ab und warf den Rest hinter sich, als ob er es nicht anders gewohnt gewesen wäre; also, daß die ganze Tafelrunde sich gezwungen sah, dem Beispiel der beiden Könige zu folgen, und nach Tische der Boden des Saales fast einem Schlachtfelde glich.

Gust. Halm.



* **Wie man kranke Juwelen heilt.** Beim Tode der Königin Margherita von Italien ist auch wieder an die merkwürdige „Kur" erinnert worden, die man mit einem ihrer kostbarsten Schmuckstücke, einem wundervollen Perlenhalsband, vorgenommen hat. Die Perlen waren „krank" geworden, indem sie Farbe und Lüster verloren; man legte sie daher in eine mit kleinen Löchern versehene Kiste und brachte sie für einige Monate auf den Boden des Meeres. Eine solche „Heilung" krankgewordener Juwelen ist durchaus nichts Ungewöhnliches. Am meisten sind Perlen, Diamanten und Rubine Entstellungen ausgesetzt, aber auch Opale, Türkise, Smaragden und Saphire werden von Krankheiten ergriffen. Bei Perlen versucht man die Heilung nicht nur, indem man sie eine Zeitlang dem heimischen Element wieder überantwortet, sondern man nimmt auch mit ihnen Operationen vor, indem die mißfarbige äußere Schicht durch verschiedene Prozesse aufgeweicht und dann entfernt wird. Rubine, die ihren Glanz verlieren, werden durch Reinigen, Massage und Färben behandelt. Diamanten, die am häufigsten von Krankheiten ergriffen werden, heilt man auf ähnliche Weise, und eine Anzahl von Bädern in gewissen genau erprobten farbigen Flüssigkeiten bringen bisweilen vollständige Wiederherstellung. Die gewöhnlichste und schlimmste Krankheit des Diamanten ist das Gelbwerden. Man kann diese häßliche Gelbfärbung nur durch Färbungen fortbringen, durch die ein leuchtendes Blau erzielt wird. Die merkwürdigste aller Juwelenkuren ist die, die sich die geheimnisvolle Einwirkung zunutze macht, die die Haut und vielleicht sogar das Temperament mancher Menschen auf die Edelsteine ausübt. Viele erkrankte Juwelen sind schon nach einer kurzen Zeit geheilt worden, wenn sie von bestimmten Frauen getragen werden. Aber freilich nicht jede Frau vermag so günstig zu wirken.

Lustige Rundschau

* **Stilblüte.** Um 1860 herum brachte der damals berühmte französische Musikkritiker Paul Scudo, wie Josef Seiling in Erinnerung gebracht hat, folgende bilderreiche Stilblüte zu Papier: „Berlioz und Wagner sind zwei „enfants terribles" des alternden Beethoven, der sich gewaltig wundern würde, wenn er diese beiden seltenen Vögel aus seiner letzten Brut sehen könnte."

*

* **Aufgesessen.** Zwei Kaufleute gerieten miteinander in Streit. Schließlich sagte der eine: „Sie denken auch, daß Sie die Weisheit mit Löffeln gegessen haben. Es gibt Hunderte von Arten, um Geld zu verdienen." — „Jawohl", sagte der andere, „aber nur eine ehrliche Art." — „Und welche wäre das?" — „Aha", entgegnete der andere, „ich dachte mir gleich, daß Sie die nicht kennen."

*

* **Ein Lichtblick.** In der Eisenbahn hatte ein geschwätziger Fahrgast sein Gegenüber eine Stunde lang mit einer Jeremiade über die schlechten Zeiten gelangweilt, und er schloß mit der Frage: „Ich sage Ihnen, die Aussichten sind sehr trübe. Können Sie in der jetzigen Lage auch nur einen einzigen Lichtblick sehen?" — „O ja!" antwortete der andere. „Ich steige nämlich jetzt aus."

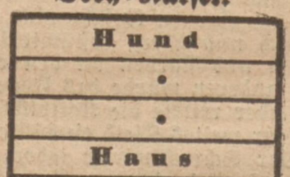


Rösselsprung.

	ver-	stan-	hat	sie-	
ge-	ne	gor	zu-	kam-	nie
in	den	pfe	sei-	ten	als
tu-	ge-	nis-	wer	chung	im
wird	nie	nie	be-	mals	ra-
wer	gend	ehrt	ge-	mals	währ

*

Dreh-Rätsel.



Wie kommt der Hund ins Haus?

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 17.

Zahlenrätsel:

4, 5, 6, 4	= Elbe,	6, 7, 5, 5	= Ball,
7, 3, 4, 5, 4	= Adele,	6, 2, 8, 9, 4	= Bohne,
4, 1, 9, 9	= Erna,	9, 4, 1, 2	= Nero,
7, 9, 9, 7	= Anna,	9, 7, 5, 4, 5	= Nadel.

Rodelbahn.

Scherzrätsel: Glückauf ins neue Jahr!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.